

Jennifer Neumann

Die Neuen Werte der Erfolgreichen

Kurz und einfach. Einfach?



Jennifer Neumann, geb. 1960 in der Nähe von Kassel, Studium der Informatik in Berlin, ist eine der vier Gründerinnen der 1997 entstandenen US-Firma Canto Inc. und von Beginn an deren Vorstandsvorsitzende. Darüber hinaus engagiert sich die Autorin, die weder einer Partei noch einer Religion noch einem Verband angehört, bei der „Initiative D21“, die sie ebenfalls mitbegründet hat, da sie weiß, dass sie in diesem Umfeld etwas mitgestalten kann.

Viele Menschen verbinden das Wort „erfolgreich“ mit Geld. Und statistisch kann man wahrscheinlich auch belegen, dass diejenigen, die sich selbst als erfolgreich bezeichnen, mehr Geld umsetzen als andere. Gleichzeitig gibt es eine Menge Leute, die sich als sehr erfolgreich bezeichnen und die gar nicht viel Geld besitzen.

Nehmen wir Musiker. Nach einem Konzert, bei dem der Funke von der Band auf die Zuhörer übersprang, fühlt sich ein Musiker typischerweise erfolgreich. Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, dass das nicht automatisch die Gage erhöht. Aber es gibt Energie und ein gutes Gefühl.

Ist Erfolg ein Gefühl? Und: Wer fühlt sich erfolgreich?

Ganz generell kann man sagen, dass Menschen, die die Ziele erreichen, mit denen sie sich identifizieren, sich erfolgreich fühlen. Erreicht man sie nicht, ist man frustriert. Ist es einem egal, waren die Ziele wahrscheinlich nicht persönlich.

Mit keinem Begriff habe ich mich in meinen sieben Jahren als Geschäftsführerin mehr beschäftigt als mit dem Wort Erfolg. Dabei fing alles mit dem Wunsch an, ein „fares Geben und Nehmen“ für alle Beteiligten zu definieren. In meiner vereinfachten Sichtweise auf jedwede Firma gibt es drei Gruppen: die Kunden, die Beschäftigten und die Aktionäre. Wonach ich suchte, war die Schnittmenge dessen, was die drei Gruppen anstreben. Der einzige Begriff, der für mich passend wirkte, war Erfolg.

Dabei ist Erfolg für die Aktionäre ziemlich einfach zu definieren: ein guter „Return on Investment“. Was dabei „gut“ ist, muss man ihnen in der Regel aus der Nase ziehen, da sich die meisten ungern mit dem Erfolg nach oben hin beschränken möchten. Auch das Ziel

unserer Geschäftskunden war noch recht einfach zu definieren: ein gutes Produkt von Canto zu einem fairen Preis, das dem Kunden hilft, sein Geschäft erfolgreicher zu machen. Und auch bei den Beschäftigten schien die Definition allgemeingültig: Sobald sich Firmenziele mit den Zielen des Einzelnen deckten und diese Ziele erreicht wurden, gab es für alle Beteiligten Erfolg. Bei der Umsetzung wurde mir jedoch bewusst, dass bei der Erfolgsdefinition der Beschäftigten die Tücke im Detail steckte.

Unbekannte Werte – Werte im Wandel – Wert-Schöpfung

Die meisten meiner Beschäftigten konnten mir auf Nachfrage keine klaren persönlichen Ziele nennen. Auch Erwartungshaltungen gegenüber der Firma waren unklar oder änderten sich schlagartig durch äussere Einflüsse: Als bei Canto in den Anfangsjahren noch alle – von der Sekretärin bis zum Geschäftsführer – das Gleiche verdienten, kam ein Angestellter und wollte eine Lohnerhöhung, da er sich gerade ein teures Akkordeon gekauft hatte.

Das Resultat war einfach. Es wurde ein Prozess eingeführt, bei dem der Manager quartalsweise immer wieder die Aufgabe hat, durch Nachfragen Bewusstsein für persönliche Ziele zu schaffen und die Erwartungshaltung zwischen „Firma“ und der bzw. dem Beschäftigten zu klären.

Arbeit gegen Bezahlung in Stunden: Das macht in einem klassischen Industriebetrieb mit Fließbandfertigung sicherlich Sinn. Jeder, der dort am Fließband steht, sollte eigentlich – bei gleicher Geschwindigkeit des Fließbands für alle – die gleiche Menge schaffen. In einem Betrieb ohne Fließband, in einem Betrieb, bei dem es sehr auf die Kreativität des Einzelnen ankommt, sind die Stunden jedoch in der Regel nicht proportional zum Wert für die Kunden – und damit für das Unternehmen.

Bei Canto schätzen wir die Produktivität, die Qualität und die Verlässlichkeit der bzw. des Einzelnen, denn nur wenn Produkte lieferbar sind, kann der Kunde sie einsetzen. Nur wenn sie qualitativ tauglich sind, stellen sie den Kunden zufrieden. Und nur wenn Beschäftigte verlässliche Versprechen z. B. bezüglich Fertigstellungsterminen abgeben, kann der Kunde sein Geschäft effizient planen.

Als Gegenleistung wird auch heute noch Geld gezahlt. Aber Geld ist längst nicht mehr alles, wonach die Beschäftigten streben: Anerkennung und Aufmerksamkeit werden gesucht, Entfaltungsmöglichkeiten und Gestaltungsfreiraum. Kurzum, als es im Industriezeitalter noch typisch war, dass man eine bestimmte Anzahl Stunden am Tag für jemand anderen arbeitete, um damit Geld zu verdienen, mit dem man in der Freizeit dann endlich das tun konnte, was man persönlich als wertvoll erachtete, ist es heute im Trend, eine Beschäftigung zu haben, bei der man sich selbst verwirklichen kann. Die Menschen möchten also etwas ausüben, dass für sie wertvoll ist. Und: Dient das Üben dem Schaffen von Bewusstsein für das, was zu mir passt? Das Streben nach mehr Selbstwert scheint jedenfalls den geschäftlichen Erfolg zu fördern. Und der definiert sich ja über den Fremdwert. Also der Wert, den jemand Drittes in mir oder meiner Produktivität sieht. Zumindest wird selten ein Kaufpreis gezahlt, der über dem ausgezeichneten Preis, also dem Selbstwert, liegt. Im Internet-Umfeld gibt es jedenfalls beides: jede Menge Selbst- und Fremdwertgefühl.

Aber wer definiert nun eigentlich diese Werte? Jeder für sich? Bewusst oder unbewusst? Oder hat Freud Recht, und unser Wertesystem (wie vieles andere auch) wird im Wesentlichen in den ersten drei Lebensjahren geprägt?

Ist es Wertschöpfung, wenn Werbung Bedürfnisse bei Menschen – anscheinend mit Leichtigkeit – weckt? Aber selbst die scheinen erkannt zu haben, dass man am geschicktesten operiert, wenn man Kinder frühzeitig mit Marken „impft“. Ist Werbung vielleicht kontraproduktiv bei unserem Streben nach Selbsterkenntnissen und dem, was zu uns passt? Unseren Werten?

Das Wertesystem in Deutschland scheint sich aus der globalen Perspektive betrachtet nur sehr schwer und langsam zu verändern. Der Zweite Weltkrieg (und die Jahre danach) prägen auch heute noch deutlich unser Wertgefühl. Kollektivschuld ist heute so wertvoll wie nie, auch wenn viele Unternehmensführer und ihre Unternehmen erst Jahrzehnte nach dem Krieg gezeugt wurden. Unser Wertesystem hat auch immensen Einfluss auf unseren Sprachgebrauch: Viele Worte sind bei uns negativ belegt. Elite und Führer sind Beispiele dafür. Die direkte Übersetzung für Führerschaft, das Wort Leadership, hat im amerikanischen Business und genauso in taoistischen Schriften hingegen eine sehr wichtige und zentrale Bedeutung.

Bewertungen

Generell scheinen wir Deutschen (aber nicht nur wir) uns mit dem Wertewandel schwer zu tun. Dinge, die essentiell und knapp sind, sind selbstverständlich wertvoll. Aber warum hat ein Internet-Startup-Unternehmen binnen kürzester Zeit an der Börse einen höheren Wert als die meisten deutschen Traditionsunternehmen? Besonders wenn man den Firmenwert mit traditionellen buchhalterischen Maßstäben berechnet. Und: Was sind denn die „Assets“ (Werte), die dieses Unternehmen hat, die nach Buchhaltungsregeln nicht erkennbar sind?

Im Agrarzeitalter war das klar: Der, der die Ländereien besaß, war der Reiche. Davon gab es wenige, und von denen, die mit diesem Land (oder einem Teil davon) einen Mehrwert schaffen wollten, gab es viele.

Im Industriezeitalter war und ist das ebenfalls ziemlich deutlich: Es gab ein paar, die es sich leisten konnten, Fabriken und Produktionsstraßen zu bauen. Davon gab es wenige, und von denen, die am Fließband arbeiten konnten, gab es viele.

Jetzt im (Übergang zum) Informationszeitalter scheinen die Menschen die „Assets“ (Werte) zu sein. Es werden mehr denn je Kopfgeldjäger angesetzt, um die richtigen „Golden Boys“, wie die Amerikaner das nennen, zu finden. Teilweise werden Millionenbeträge bezahlt, um Top-Software-Arbeiter abzuwerben. Besonders gern bei der Konkurrenz, denn teilweise schädigt der Weggang eines Chef-Entwicklers das Unternehmen erheblich.

Nebenbei gefragt, hat diese (Über-?) Bewertung von einzelnen Menschen wirklich etwas mit der IT-Branche zu tun? Bei Fußballern hat man sich schon längst daran gewöhnt, dass diese einerseits noch viel höhere Bewertungen erzielen und gleichzeitig teilweise ziemlich ärmliche Leistungen bringen. Aber wenn diese Menschen nun so wertvoll sind und typischerweise auch in der Regel geschäftlich erfolgreich, ändert das automatisch das Wertesystem dieser Menschen? Eine Erfahrung, die gar nicht so neu ist, lautet: Geld macht nicht glücklich (...aber es beruhigt ungemein). Und wieder beginnen damit Menschen sich zu fragen: Was ist für mich wirklich wertvoll?

Der Staat hat in gewisser Hinsicht ein Bewertungsmonopol. Ganz pragmatisch betrachtet, legt er fest, was moralisch wertvoll ist und in der Umsetzung hiervon, in welche Richtung gesteuert werden soll bzw. gar, was unterbunden werden soll. Er reguliert. Das Wort Deregulierung wird immer häufiger genannt. Oft im Zusammenhang mit der Forderung nach

einer offenen Gesellschaft, die vom Individualismus geprägt ist. Und bei der den Einzelnen ihr Wohlergehen (nicht Wohlstand!) und ihre persönliche Entfaltung am wichtigsten sind. Das Internet und sein freier Informationsfluss gelten als Inbegriff der offenen Gesellschaft.

Die geschlossene Gesellschaft setzt die höchste Priorität auf das Wohlergehen der Gemeinschaft. Und das ist ja auch kein schlechtes Ziel. Zumal es Tradition hat: Vor über 2000 Jahren definierten die Chinesen bereits, dass die Regierung als Hauptaufgabe die Sicherheit des Volkes schaffen sollte. Und Sicherheit ist zweifellos auch ein typisch deutscher Wert, also auch etwas aus unserer Sicht durchaus Erstrebenswertes. Was aus dieser unterschiedlichen Prioritätensetzung von Individualismus und Gemeinwohl ganz praktisch entsteht ist die Tatsache, dass China generell den Zugang zu Informationen limitiert, filtert und überwacht. Wir dagegen haben uns damit auseinandergesetzt, dass menschen-verachtende Information im Internet frei verfügbar ist. Und es gleicht einer Gratwanderung zwischen Selbstverantwortung und staatlicher Regulierung.

Rolle des Staates

Besonders da der Wandel von der Industrie- zur Informationsgesellschaft vielfach Ängste und zumindest Unsicherheit auslöst, stellt sich die Frage, ob der Staat nicht mehr Einfluss ausüben sollte, als er das bisher getan hat. Aber selbst wenn das gewünscht wäre: Kann eine Regierung das wirklich? Ist es nicht gerade zu widersprüchlich, von einer Regierung, die Sicherheit gewährleisten soll, zu verlangen, dass sie den Wandel, die Veränderung unterstützt?

Eine Regierung, die Gleichheit für alle anstrebt, steht dem Drang des Einzelnen auf persönliche Entfaltung entgegen. Das hat bislang jedem Wirtschaftssystem geschadet. Aber wie lässt sich das Prinzip – wie es der Bundeskanzler neulich sagte – „gleiche Chancen - nicht Gleichheit - für alle“ verwirklichen? Gehälter kann man anpassen, in der neu-definierten Teilhabegesellschaft auch neue materielle Werte wie Stock Options. Aber Chancen? Wie misst man Chancen? Was ist überhaupt eine Chance?

Sprichwörtlich gilt „Alles im Leben ist zu etwas gut“. Eine Herausforderung ist auch eine Chance. Selbst arm zu sein und die Chance zu haben, reich zu werden, ist eine große Chance für mich gewesen. Wenn man so eine Hürde schafft, ist man stolz. Aber: Würde ich anders denken, andere Werte haben, wenn ich nicht erfolgreich gewesen wäre? Wo ist die Grenze zwischen Chance und Nachteil? Gute Ernährung, Unterkunft und Sicherheit im allgemeinen sind menschliche Grundbedürfnisse. Von daher kann doch nichts Schlechtes daran sein, wenn der Staat auf etablierten Werten eine „gedämpfte“ Gleichheit verordnet.

Damit die Einzelnen sich selbst persönlich entfalten können, müssen sie Verantwortung übernehmen. Dazu gehört einiges an Fähigkeiten. Und zusätzlich muss der Staat, der die Verantwortung (noch) ausübt, diese Verantwortung aufgeben, quasi loslassen. Das ist sicherlich keine einfache Aufgabe, besonders dann, wenn der Staat in einzelnen Bereichen wieder mehr in die Verantwortung gezwungen wird. Nehmen wir einfach nur die verbreitete Unfähigkeit, Hunde zu halten.

Rolle des Einzelnen

Der Drang zu mehr Individualismus ist allorts sichtbar. Kirchen wie Gewerkschaften oder auch Verbände kämpfen dieser Tage mit dem Phänomen Mitgliederschwund. Und das, obwohl das soziale Bedürfnis von Menschen keineswegs verringert scheint - wie man unschwer an den im Internet geknüpften Kontakten sieht. Netzwerke zwischen Leuten verschiedenster Herkunft entstehen. Wo immer Vertrauen und Freundschaft wachsen, bilden sich wertvolle Verbindungen, die eine formelle Institution nicht bieten kann. Es besteht die Meinung, dass Hierarchien Veränderung und Weiterentwicklung behindern. Viele der Netzwerke, die global entstehen und im Wesentlichen mittels Kommunikation über das Internet stattfinden, sind nicht klar strukturiert oder gar hierarchisch.

In These 7 des Cluetrain Manifests heisst es: „Hyperlinks untergraben die Hierarchien.“ Ich bezweifle das. Die Idee, dass Information nicht über Ränge läuft, sondern über den direkten Weg zu vielen Leuten, mit denen ich Vertrauen teile, scheint effizienter, schneller und mächtiger. Die Theorie aus dem Film „The Six Degrees of Separation“, dass mittlerweile sechs Kontaktpersonen ausreichen, um eine Verbindung von jedem Menschen zu jedem anderen Menschen auf dieser Welt herstellen zu können, ist beeindruckend.

Diejenigen, die es schaffen, Selbstverantwortung zu übernehmen, streben scheinbar automatisch nach Gemeinschaften, in denen sie eine Mitverantwortung für etwas Größeres übernehmen können. Wo sie nicht nur einfach mitarbeiten, sondern mitwirken und mitgestalten. Immer wenn das sichtbar wird, ist das übrigens ein gutes Indiz dafür, dass der Staat Freiraum geschaffen hat bzw. noch mehr Freiraum schaffen sollte.

In dem Maße aber, in dem es Menschen gelingt, sich in der Firma, in der sie beschäftigt sind, persönlich zu entwickeln, schwindet die Grenze zwischen privat und beruflich. Genauso wie die Musikerin, die in der Regel nicht ihr „Horn“ fallen lässt, weil sie diese Woche schon genug Stunden gespielt hat, wird der engagierte Beschäftigte immer von allein angetrieben sein darüber nachzudenken, was er noch alles tun könnte, bevor er nach Hause geht. Oder ist die Firma nicht schon für viele das Zuhause geworden? Die Werte des Staates sehen immer noch eine klare Trennung vor. Der Fiskus hat gerade beinahe erlassen, dass privater Internetzugriff im Büro als geldwerte Leistung zu besteuern sei - aus meiner Perspektive nicht sinnvoll.

Um den neugewonnenen persönlichen Freiraum füllen zu können, braucht es die Kompetenz des Einzelnen. Dabei entdecken viele, dass es doch eigentlich ganz nett und bequem war, als die Rollen noch klar verteilt waren und man seine Aufgaben auf dem Tablett serviert bekam. Und so manch einer stellt fest, dass er diesen Freiraum mit soviel Selbstverantwortung und Risiko gar nicht mag. Aber die, die sich damit wohlfühlen, müssen sich nun in einer Welt zurecht finden, deren Koordinatensystem sich ständig verändert. Wissen allein scheint nicht zu helfen. Auch nicht die Menge an Wissen, die das Internet sogar fast kostenlos liefert, scheint zu helfen. Im Gegenteil: Die Masse an Wissen selbst stellt ein neues Problem dar. Und so kämpfen wir momentan gemeinsam damit, uns, unsere Gesellschaft und speziell unsere Kinder bestmöglich für eine ungewisse Zukunft vorzubereiten.

Bildung

Während viele danach rufen, dass die neuen Medien und speziell das Internet für die Ausbildung aller in den Mittelpunkt gestellt werden müssten, sieht es so aus, als würden die Erfolgreichen von ihren Stärken in traditionellen Grundwerten profitieren. Werte wie Lern-

fähigkeit, Gründlichkeit, Schnelligkeit, Flexibilität, Risikobereitschaft, Ehrlichkeit, Verlässlichkeit, Kommunikationsfähigkeit, analytisches, problemlösendes und strategisches Denken und - in einer Zeit, in der man von Wissen und Chancen überflutet wird, besonders wichtig - die Fähigkeit zu fokussieren, zeichnen die meisten der Erfolgreichen der Informationswelt aus. Bereits die alten Chinesen kannten das Sprichwort „Konzentration führt zu Erfolg“.

Es ist unerhört wichtig, aus verschiedenen Perspektiven auf ein und dieselbe Sache schauen zu können. Man könnte glauben, dass die Möglichkeiten, die uns das „Jahrhundert der Mobilität“ geschaffen hat, automatisch helfen, von verschiedenen Punkten dieser Welt auf uns und unser Tun zu blicken. Schaut man aber genauer hinter die Tatsache, dass die Deutschen eines der reiselustigsten Völker dieser Welt sind, stellt man fest, dass die meisten von ihnen immer noch in der Region wohnen, in der sie aufgewachsen sind, und wenn sie in den Urlaub fahren, dann sehr gerne dorthin, wo die Perspektive „gut deutsch“ ist. Die Deutschen jedoch, die es geschafft haben, das Risiko auf sich zu nehmen und in verschiedenen Ländern bei verschiedenen Firmen zu arbeiten, sind meistens dadurch stark geprägt worden.

Es ist menschlich, von sich auf andere zu schließen. Dabei klappt das (statistisch gesehen) leider nur, wenn man „durchschnittlich“ ist. Einigen Leuten ist es klar, dass man auch sehr gut von anderen auf sich schließen kann und dass das, was man selber wahrnimmt, auch einen Aufschluss über einen selbst gibt. Die Gewerkschaften werben momentan mit Slogans wie „Wer stoppt die Gier? Wer wenn nicht wir?“ Wessen Gier?

Genauso das Cluetrain Manifest, These 2: „Die Märkte bestehen aus Menschen, nicht aus demographischen Kategorien.“ Gleichzeitig wirft es „den Firmen“ Fehlverhalten vor. Und verkennt dabei, dass die Firmen genauso nur aus Menschen bestehen, wie „sie“, die „Märkte“.

An Kommunikationsfähigkeiten scheint es – gerade aufgrund der gestiegenen Möglichkeiten – besonders zu mangeln. Interessanterweise sind diejenigen, die das Kommunikationsmedium Nr. 1, nämlich das Internet, im Wesentlichen gestalten, besonders schwach, was die Kommunikation angeht: die Informatiker. Ich kann das mit Fug und Recht behaupten. Ich war auch kommunikativ gestört, als ich aus dem Studium kam (der Ursprung lag nicht unbedingt beim Studium, aber geholfen hat's mir auch nicht). Und interessanterweise hält sich die gemeinhin als kommunikationsfähiger bezeichnete Hälfte der Menschheit bescheiden zurück: deutlich weniger Frauen als Männer gestalten das Internet. Schade eigentlich. Informatik ist nach wie vor auf dem absteigenden Ast bei Frauen.

Kann das Medium Internet unter diesen Bedingungen so eingerichtet werden, dass es wertvoll für alle (zukünftigen) NutzerInnen ist? Besonders, da doch im wesentlichen weiße, amerikanische Jungs es gestalten? Haben sie ähnliche, durchschnittliche Werte, auf die es ihnen bei der Umsetzung dieser Aufgabe ankommen wird? Ich glaube, dass nur die Beteiligung vieler Menschen aller Kulturen und Nationen das gemeinsam bewerkstelligen kann.

Neue Werte? Neu entdeckte Werte! Ewige Werte?

Was mir ein gutes Gefühl gibt, ist die Tatsache, dass die meisten Menschen ähnliche Bedürfnisse haben. Nicht immer ist das Bewusstsein gleich. Und auch nicht der Ausdruck.

Eine Herausforderung und bei bestandener „Prüfung“ ein resultierender Wert steht in einer Zeit, in der Selbstverantwortung für viele Menschen Wunsch und Notwendigkeit wird, im Mittelpunkt: Harmonie, Balance, Gleichgewicht.

Die Gratwanderung führt zwischen Zufriedenheit und Motivation, Distanz und Nähe, Ernsthaftigkeit und Leichtigkeit, Verantwortung und Freiheit, Glaube und Zweifel, Bewegung und Ruhe, Vertrauen und Misstrauen, Angst und Mut.

Und der Wegweiser für viele, die diesen Weg erfolgreich gehen, sind Gefühle. Unbewusst das Richtige tun, ist das, was sich gut anfühlt. Gesundheit als Ausdruck. *Mens sana in corpore sano*. Und das Schlüsselwort, das viele damit verbinden, ist Glück. Als Rechtfertigung für Leute, denen etwas – im Gegensatz zu anderen – nicht gelingt, wird das auch oft als Ausrede benutzt: der andere hat einfach Glück gehabt. Demjenigen, der Glück hat, ist das egal. Als Hilfestellung kann hier vielleicht auch der Spruch gelten „Mag, was Du tust. Wenn Du es nicht magst, tu etwas anderes“.

Glück und Erfolg

Die von mir genannten Werte sind nicht neu. Für die meisten davon gibt es weithin bekannte Sprichwörter. Hier und da verschieben sich jedoch Prioritäten, und die Verantwortung für die Umsetzung verändert sich. Wie auch die Einzelnen mit den Jahren einen Bezug zu diesem Wissen bekommen. Das Meiste kannte ich bereits aus der Schule. Erst Jahre später habe ich jedoch durch Erfahrung einen Bezug dazu bekommen, wurde das Wissen somit wertvoll.

Die momentane gesellschaftliche Veränderung, bedingt durch eine technische und kommunikative Revolution, ist enorm. Die Chancen für eine Verbesserung des Wohlergehens vieler, quasi für eine breite „Informationselite“, und die persönliche Entfaltung und Erkenntnis der Einzelnen sind groß. Bereits heute genießen in Deutschland mehr Menschen und besonders Menschen anderer Herkunft mehr Wertschätzung, und zwar besonders bei Menschen, denen Veränderung und Weiterentwicklung wichtig ist. Diese Chancen sind aber – wie bei jeder Veränderung – mit einem gleichen Maß an Risiko verbunden, und es wird vom Engagement vieler Einzelner abhängen, ob auch die Gemeinschaft bewusst den Wandel gestaltet und wir mehr von den Chancen profitieren werden, als unter den Risiken leiden zu müssen. Es wird uns gelingen müssen, aus der Wirtschaft eine „Wertschaft“ zu machen. Wenn wir nichts Wesentliches verändern, können wir auch nicht darauf hoffen, dass unsere Situation sich verbessert.

Für mich wäre es wünschenswert, Rahmenbedingungen zu schaffen, die flexibel sind. Flexibel dahingehend, dass Freiraum wenn möglich kurzfristig eingeräumt werden kann, genauso wie kurzfristig auf Missbrauch von Freiraum reagiert werden muss. Oder wie es die Taoisten vor 2000 Jahren bereits formulierten: „Die Meister befürworten eine pluralistische, jedoch egalitäre Gesellschaft mit minimalem Eingriff seitens der Regierung und gleichzeitig maximalen Möglichkeiten, sich individuell zu entfalten. Sie schlagen ebenfalls eine bewusste Balance zwischen den menschlichen und natürlichen Welten vor. Dieser Balance messen sie eine solche Bedeutung zu, dass sie sie als göttlich bezeichnen.“

Wie bereits angedeutet: Bewusstsein ist ein rationaler Prozess. Wie sagt das Sprichwort? Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Das Ziel ist aber, das Leben zu leben, das zu dir passt. Und die Gefühle, die auch hinterfragt werden müssen, sind letztendlich doch der beste Wegweiser. In der westlichen Zivilisation neigen wir dazu, Krieg und Tod zu ignorieren. Die Vorstellung „was, wenn ich heute sterben würde, würde mich unglücklich machen, dass ich es nicht getan/gelassen, gesagt/gehört oder gefühlt/bewirkt habe?“ und dann die Gefühle wahrzunehmen, die diese Vorstellung erzeugt, bietet eine gute Chance festzulegen, was ich noch heute unternehmen sollte.